

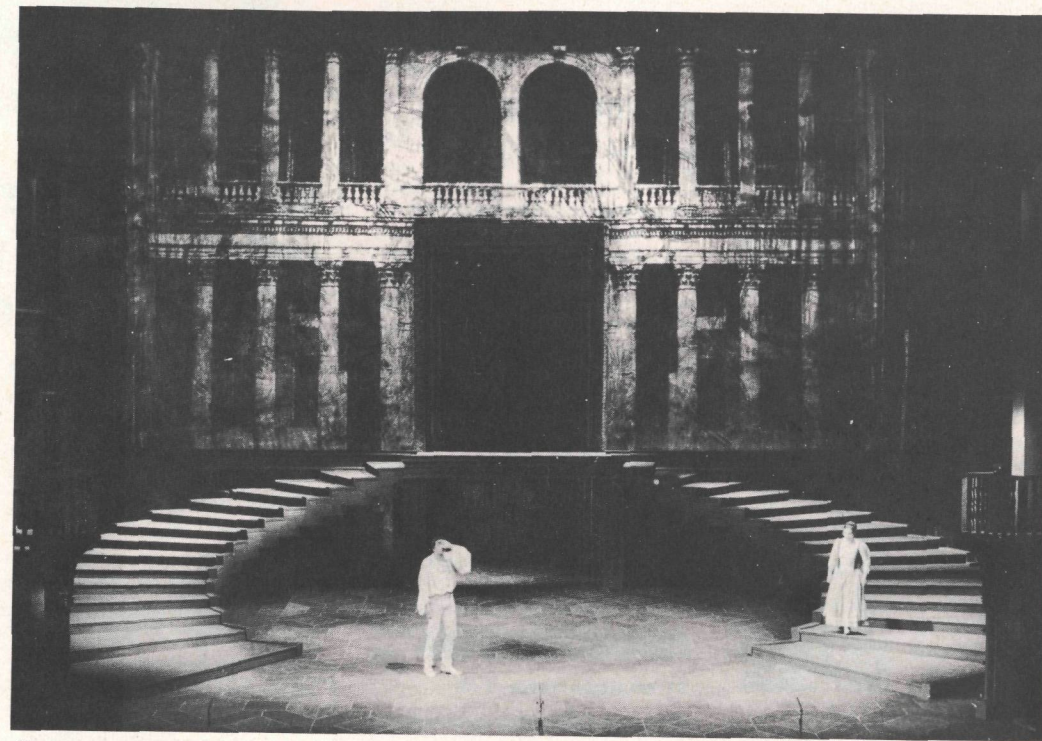
Mit „Don Giovanni“ auf den Prüfstand

Filmemacher
Klaus Kirschner
(„Mozart –
Aufzeichnungen einer
Jugend“) inszenierte
in Augsburg seine
erste Oper

Als Don Giovanni und sein Kumpan Leporello in der Friedhofszene gar gotteslästerlich mit nacktem Oberkörper auftraten, platzte den wackeren Augsburgern der Kragen. „Schweinerei“, „Pfui“ und „Mozart würde sich im Grabe herumdrehen“: so tönte es von den Rängen herab. Dabei war das, was Filmemacher Klaus Kirschner („Mozart – Aufzeichnungen einer Jugend“) in seiner ersten Opern-Inszenierung zuwege brachte, weder skandalös noch aufregend. Es zeugte allenfalls davon, wie wenig Kirschner vom Handwerk eines Regisseurs versteht.

Nun konnte man bereits über seinen vielgelobten, überlangen Mozart-Film unterschiedlicher Meinung sein. Dem scheidenden Augsburger Opernchef Gabor Ötvös genügte er offenbar als Nachweis für Kirschners Mozart-Kenntnis, mehr noch, für Kirschners Befähigung, dem „Don Giovanni“ Herr zu werden, an dem sich – siehe etwa Jean-Pierre Ponnelle in Salzburg – auch bedeutende Regisseure gelegentlich die Zähne ausbeißten. Und zwar gründlich.

Kirschners unbekümmerter Mut verblüffte zunächst, verärgerte aber alsbald. Wenn man schon (in Felsensteins Übersetzung) deutsch singt, dann darf es einfach nicht passieren, daß Zerlina den verprügelten Massetto auffordert, ihr klopfendes Herz zu hören und dieser meterweit entfernt steht. Als Donna Anna ihre Rache-Arie singt, reagiert Don Ottavio wie ein angeschlagener Boxer, zeigt keinerlei Reflexe, obwohl es da doch um



Öde Innenhof-Szenerie in Augsburgs neuer „Don Giovanni“-Inszenierung

Ungeheuerliches geht. Mag sein, daß die von Hans Ulrich Schmückle verantwortete öde Szenerie – eine Art Innenhof mit zwei riesigen hufeisenförmigen Freitreppen und einigen Türen, deren Funktionen niemals klar werden – und zudem ein noch in trübes Rostbraun getauchter Ort einen Regisseur in der Tat kaum inspirieren kann.

Aber auch mit solchem Ballast am Bein hätte es Kirschner besser machen müssen. Bauern, die entweder betrunken oder auch nur schläfrig über die Bühne wanken, um von Don Giovanni zum Feste geladen zu werden, wirken nicht. Schließlich wurde das Ende des Frevlers geradezu gegenläufig zur musikalischen Dramatik inszeniert. Weder Herzschlag noch Höllenfahrt: Don Giovanni wankt der Statue des Komturs entgegen, die aus Platzgründen vor der Türe bleiben muß. Und damit hat es sein Bewenden.

Die Hilflosigkeit des Regisseurs, aber auch das fehlende musikalische Konzept des Dirigenten Gabor Ötvös: das war eine schwere Hypo-

thek, unter der natürlich neben dem Publikum auch die Sänger zu leiden hatten. Am besten zogen sich die vehement engagierte Agnes Habereder (Donna Anna) und Pe-

ter Lika als feister Leporello mit Herz aus der Affäre. Mozart freilich, der kam in dieser so unglücklichen Inszenierung eigentlich nie vor. Volker Boser

New York

Ein Jahr Mehta

„Zubin“ bestand Feuertaupe

Nach seinem ersten Jahr als Chef der New Yorker Philharmoniker darf Zubin Mehta rundum zufrieden sein. Die Mehrzahl aller Kritiker ist ihm überaus wohlgesonnen, das Publikum applaudiert jedem seiner Auftritte freundlich zu, das Direktorenngremium des traditionsreichen amerikanischen Orchesters verlängerte seinen Vertrag nach Ablauf der ersten Saison bereits bis zum Jahr 1986, und in der von ihm autorisierten Biographie „Zubin – the Zubin Mehta Story“ (erschienen bei Har-

per & Row) jauchzt gar einer seiner Mitstreiter: „Ein Konzert mit Zubin zu spielen gleicht einer Reise auf einem fliegenden Teppich.“ Eitel Wonne? Fast. Schon bevor er sein schwieriges New Yorker Amt antrat, wurde ihm in einigen Zeitungsspalten deutlich gemacht, daß er in der Musikmetropole am Hudson nur einer unter vielen sei und keineswegs der „große Star“ wie im kulturellen Abseits von Los Angeles. Daß er den ihm vorausseilenden Ruhm hier erst einmal neu zu ver-

dienen hätte und daß sein Publicity liefernder Hollywood-Glamour in der kühlen Atmosphäre des Lincoln Center nicht viel Eindruck erwecken werde. Auf das Gerücht hin, daß seine Feindschaft mit Martin Bernheimer, dem Kritiker der „Los Angeles Times“, auf einer von Mehta abgeschlagenen Lunch-Einladung beruhe, verpaßte ihm Alan Rich vom „New Yorker Magazine“ vorsichtshalber schon einmal folgenden Denksatz: „er brauche sich an seiner neuen Wirkungsstätte um eine solche Einladung nicht zu sorgen, denn kein New Yorker Musikkritiker sei rechtzeitig zum Mittagessen aus dem Bett.“

Während der ganzen ersten Saison blieb sich jener Mr. Rich in seiner Mehta-Skepsis treu. War in der New York Times von einem „neuen reichen, homogenen Sound“ die Rede, von Mehtas überraschend großer stilistischer Spannweite, von der „echten Aufregung“, die er ins Orchester trage und der Aussicht auf eine „anregende“ zweite Runde, so konterte Rich, daß die Saison 1979/80 „ein fades Programmsammelsurium“ sei.

In Mehtas Interpretationen erkannte er nicht viel mehr als „recht ausdrucksvolle Vulgarität“, und seine schärfste Attacke landete er anlässlich des Gastspiels von Mehtas ehemaligem Orchester.

Er bescheinigte Carlo Maria Giulini, daß er – „ganz sicher“ und „in nicht mehr weiter Ferne“ – die New Yorker Philharmoniker mit seinen kalifornischen Männern auf der Liste der fünf besten Orchester der Nation ersetzen werde.

Wie es auch kommen mag: Mehta wird mit New York und New York mit Mehta über die nächsten Jahre hinauskommen müssen. Zur Zeit ist weder Anlaß zu enthusiastischem Jubel, noch zu sauerköpfiger Besserwisserei. Nach einem zweiten Jahr wird man – vielleicht – mehr wissen.

Die Vorschau aufs nächste Jahr ist jedenfalls alles andere als düster. Zwar hält sich Mehta bei der Avantgarde weiter diskret zurück, aber immerhin wird es vier Uraufführungen geben, darunter die 2. Symphonie von Krzysztof Penderecki. Auch Luigi Nonos „Per Bastiana Tai-Yang Cheng“ dürfte für das stockkonservative Abon-



Zubin Mehta

nementspublikum ein harter Brocken werden. Dafür kann es sich dann wieder bei Altbekanntem, wie Mendelssohns melodienseligem „Elias“ und Handels feiertäglich-festlichem „Messias“ erholen. Geplant sind weiterhin alle vier Strawinsky-Symphonien und ein Programm ausschließlich mit Werken des in Deutschland immer noch stark unterschätzten britischen Komponisten Edward Elgar.

Die vergangene Spielzeit brachte das abermalige Auftreten von Vladimir Horowitz als Solist des 3. Rachmaninoff-Konzertes sowie für zwei Abende die Rückkehr von „laureate conductor“

Leonard Bernstein. Vokale Glanzlichter setzten Janet Baker mit Beethovens „Ah, perfido!“ und Ravels „Schéhérazade“, Montserrat Caballé mit Salomes Schlußszene. Olivier Messiaens 70. Geburtstag wurde gebührend gefeiert in Anwesenheit des Komponisten und mit dessen Gattin Yvonne Loriod, der souveränen Interpretin der „Oiseaux exotiques“. Schlichtweg sensationell war die Wiedergabe von Mahlers 6. Symphonie: allerdings stand nicht Mehta, sondern Claudio Abbado am Pult. Aber das Gras – so will es ein amerikanisches Sprichwort wissen – ist im Garten des Nachbarn eben immer grüner...

Oper: USA's neuester Hit

Quer durch die Staaten zur „Wagner-Orgie“

Richard Wagners Traum von der Oper als einem Gesamtkunstwerk, als dem gemeinschaftlichen Erlebnis eines Volkes, scheint in einem Land in Erfüllung zu gehen, wo Oper zu Wagners Zeiten noch kaum existierte: in den Vereinigten Staaten.

Mehr als zehn Millionen Opern-Eintrittskarten wurden im vergangenen Jahr in den USA verkauft, 20 Millionen Amerikaner schalteten sich in Fernseh-UKW/Stereo-Simultanübertragungen aus der New Yorker „Met“ und anderen Häusern ein, Opernaufnahmen zählen zu den ganz heißen Rennern auf dem Plattenmarkt, und in mehr als 530 amerikanischen Städten gibt es inzwischen Operngesellschaften, die – von Santa Fe (New Mexico) über Peoria (Illinois) bis nach Annapolis (Maryland) – Aufführungen von oft bemerkenswertem Niveau auf die Beine stellen.

Kurt Herbert Adler, Direktor der Oper von San Francisco, resümiert: „Die Oper in den USA wird in der Tat immer stärker zu einer volkstümlichen Kunstform – die

Zahl der Menschen, die Opern besuchen und die Oper unterstützen, nimmt enorm zu.“

1000 Kilometer weiter nördlich, in Seattle, wird Glenn Ross im kommenden Juli zum fünften Mal hintereinander Wagners monumentalen „Ring des Nibelungen“ aufführen. Im vergangenen Jahr waren dazu nicht allein Wagnerianer aus 21 Ländern zum Puget Sound gepilgert, es kamen auch Besucher aus 46 der 50 amerikanischen Bundesstaaten – einige reisten zur „Wagner-Orgie“ (Ross) im Camper quer durch die Vereinigten Staaten.

Opernmanager Ross, der die Oper auf ungewöhnliche Weise popularisierte („meet me in Valhalla“), erklärt die wachsende Nachfrage nach Wagner, Verdi und Puccini als natürliche Wohlstandsgesellschaft: „Wir kaufen keine Dinge mehr, wir kaufen Erlebnisse“, meinte er. Zur Ausbreitung der einstmaligen elitären Kunstform haben nach Adlers Urteil gerade in den Staaten Fernsehen und Rundfunk entscheidend beigetragen.